

VORSICHT, VIELFALT!

Zur Bedeutung von Menschenbildern in der Sozialen Arbeit

RUPERT M. SCHEULE, 2008

Über die Bedeutung des Menschenbildes in der Sozialen Arbeit zu schreiben, ist ein riskantes Geschäft. Das Thema ist so weit, dass man sich in ihm leicht verlieren kann. Das Risiko der thematischen Weite lässt sich aber mit ein paar verschlankenden Definitionen und zugespitzten Thesen verringern. So will ich zunächst klären, was ich für den Hausgebrauch dieses Beitrags unter einem Menschenbild und unter Sozialer Arbeit verstehe (1). Es folgt ein Plädoyer dafür, dass die Professionals Sozialer Arbeit zur Vermeidung von Widersprüchlichkeiten gut daran tun, sich an einem freiheitlichen Menschenbild zu orientieren (2). Anschließend ist allerdings zu diskutieren, welche Probleme ein freiheitliches Menschenbild aufwerfen könnte in der Sozialen Arbeit. Es geht zum Einen um ein Problem, das ich das Vormundschaftsproblem nennen will (3). Zum Andern aber muss das »Vielfaltsproblem«, das ich für entscheidender halte, erörtert werden. Die Hauptthese dieses Beitrags lautet, dass die Praxis Sozialer Arbeit durch eine Vielfalt konfligierender Menschenbilder durchaus in Schwierigkeiten geraten kann und von einem offenen Konflikt vielfältiger Menschenbilder kompetent entlastet werden muss. Ich werde insgesamt drei Lösungsstrategien für das »Vielfaltsproblem« darstellen (4). Mit einem thesenartigen Fazit (5) schließe ich.

1. Definitionen

Will man dem Begriff »Menschenbild« jenseits der unscharfen Sonntagsredensemantik eine klare Kontur geben, dann empfiehlt es sich, nachzuschlagen bei Arnold Gehlen, über dessen anthropologische Gesamtkonzeption man sicher viel Kritisches sagen kann,¹ dessen Buch »Der Mensch« aber mit einer brauchbaren Definition von »Menschenbild« beginnt:

¹ Zu Recht kann man etwa Gehlens im Letzten individualitätsfeindliche Betonung des Institutionellen kritisieren. Institutionen sind für Gehlen »die Formen, die ein seiner Natur nach riskiertes und unstabiles, affektüberlastetes Wesen findet, um sich gegenseitig und um sich selbst zu ertragen, etwas, worauf man in sich und den anderen zählen und sich verlassen kann«. – Zucht und

»Das von nachdenkenden Menschen empfundene Bedürfnis nach einer Deutung des eigenen menschlichen Daseins ist kein bloß theoretisches Bedürfnis. Je nach den Entscheidungen, die eine solche Deutung enthält, werden Aufgaben sichtbar oder verdeckt. Ob sich der Mensch als Geschöpf Gottes versteht oder als arrivierten Affen, wird einen deutlichen Unterschied in seinem Verhalten zu wirklichen Tatsachen ausmachen; man wird in beiden Fällen auch in sich sehr verschiedene Befehle hören [...] es gibt ein lebendiges Wesen, zu dessen wichtigsten Eigenschaften es gehört, zu sich selbst Stellung nehmen zu müssen, wozu eben ein »Bild«, eine Deutungsformel notwendig ist « (Gehlen 1966, 9).

Entscheidend an diesem Gehlen'schen »Menschenbild«-Begriff scheint zweierlei zu sein:

- dass er *erstens* nicht auf eine bloße Selbstbeschreibung des Menschen abhebt, sondern auf das normative Steuerungspotential von Menschenbildern hinweist.
- *Zweitens* ist hier implizit ausgesagt, dass das eigene Menschenbild nie nur für den allein gilt, der es entworfen hat, sondern auch für alle Anderen, die er für Menschen halten muss.

Wie aber soll Soziale Arbeit verstanden werden? In Anlehnung an Rainer Krockauer betrachte ich Soziale Arbeit *grundsätzlich* als dreidimensionales Unternehmen:

- als *Ausbildung* lehrt sie »tätige Antworten auf soziale Probleme« (Engelke 2003, 27)
- als *Wissenschaft* erforscht sie die sozialen Probleme mit sozialwissenschaftlichem Methodenarsenal und entwirft Handlungsmethoden zur tätigen Antwort auf soziale Probleme,
- als *Praxis* arbeitet sie mit spezifischen Handlungsmethoden an der Bewältigung und Lösung der sozialen Probleme (vgl. Krockauer 2006, 14).

Aus einer sozialetischen Optik empfiehlt es sich freilich zusätzlich, zumindest in der Wissenschaft und der Praxis Sozialer Arbeit auch noch die Dimension einer *politischen Diakonie* stark zu machen. Die Wissenschaft muss sich natürlich kritisch in den öffentlichen Diskursen zur Zukunft des Sozialen einschalten und auch Sozialarbeiter und Sozialarbeiterin haben, um der Menschen willen, für die sie sich einsetzen, mit *Bewusstseinsarbeit* in der Mehrheitsgesellschaft zu tun.

Im Folgenden wird die Soziale Arbeit als *Praxis* fokussiert, wobei gelegentliche Seitenblicke zur Wissenschaft erlaubt sein sollen. Als Praxis ist die Soziale Arbeit ganz konkret gebunden an »Lebensbewältigungsaufgaben der Individuen in der heutigen gesellschaftlichen Realität, gefragt bei Unterstützung, Beratung und Klärung

Führung fungieren als zentrale Kompensationen der Defizite des Mängelwesens Mensch. Eigentlich legt Gehlen den genauen Gegenentwurf zum hier präferierten freiheitlichen Menschenbild vor.

von Lebensgestaltungsaufgaben«, so eine gängige Definition (Füssenhäuser/Tiersch 2005, 1877).

Damit ist ein wichtiger Akzent für unser Thema gesetzt. Es wird hier nicht um das Menschenbild einer pädagogischen oder wohlfahrtswissenschaftlichen Disziplin (je nachdem, in welche Tradition man sich stellen mag) gehen, auch nicht ums Menschenbild irgendwelcher Ausbildungscurricula, sondern um das *konkrete* Menschenbild *konkreter* Akteurinnen und Akteure in der Praxis sozialer Arbeit.

Diese Konzentration darf nicht missverstanden werden als *programmatische* Schwerpunktverschiebung »von der gesellschaftlichen Dynamik zur individuellen«, die man mit guten Gründen als Trend in der Wissenschaft von der Sozialen Arbeit beklagen kann (vgl. Bender-Junker 2006 24), wie gesagt: die politische Diakonie ist wichtig. Diese Konzentration hat ausschließlich den praktischen Grund, der Weite des Themas beizukommen.

2. Ein freiheitliches Menschenbild in der Sozialen Arbeit

Was bedeutet nun das *Menschenbild* im definierten Sinn für die *Soziale Arbeit* im definierten Sinn? Nehmen wir zuerst jene in den Blick, die um Unterstützung und Beratung gefragt werden, die *Professionals Sozialer Arbeit*. Wir erinnern uns: Ihr Menschenbild muss so sein, dass auch ihr Rat, Unterstützung und Klärung suchendes Gegenüber in ihm Platz hat und es muss auf normative Aussagen zulaufen können. Was die erste Forderung angeht, so gibt es zunächst einmal die Schwierigkeit, dass die Situation Sozialer Arbeit eine asymmetrische ist: der *Eine* gebietet über gewisse Möglichkeiten, die der *Andere* gerade nicht hat. Und just das ist es, was ihn in Kontakt zum Professional sozialer Arbeit bringt. Wie sind diese beiden ungleichen Interagierenden in ein und dasselbe Menschenbild zu bringen?

Hier *hilft* geradezu die normative Tönung eines jeden Menschenbildes. Das Menschenbild eines freien, mit Möglichkeiten begabten Entscheidungsträgers *entspricht* dem, der Unterstützung und Rat anbieten kann, lässt sich aber auch normativ auf den beziehen, der nach Unterstützung und Rat fragt: *Werde (wieder) zu einem freien, mit Möglichkeiten begabten Entscheidungsträger!* Wer ideengeschichtliche Kronzeugen für dieses Menschenbild sucht, hat eine große Auswahl unter den Freiheitstheoretikern des letzten halben Jahrtausends, hier soll Giovanni Pico della Mirandola (1463-1494) zu Wort kommen. Dieser Renaissancephilosoph² lässt den Schöpfergott zum Menschen sagen:

»Wir haben dich weder als einen Himmlischen noch als einen Irdischen, weder als einen Sterblichen noch als einen Unsterblichen geschaffen, damit du als dein eigener, vollkommen frei und ehrenhal-

² Pico della Mirandola erstrebte die Überhöhung des christlichen Weltbildes im Sinne eines Bildungshumanismus. Der Mensch sei ein »Mikrokosmos«, in dem alle Möglichkeiten angelegt sind und der sich, entsprechend den Seinstufen, für das Elementarische, Tierische oder Himmlische entscheiden kann.

ber schaltender Bildhauer und Dichter dir selbst die Form bestimmst, in der du zu leben wünschst« (Pico della Mirandola 1996, 10f).

Das klingt sehr schön und passt – nebenbei bemerkt – *besonders* gut zu den aktuellen Konzepten Aktivierender Sozialarbeit, die von der kollektiven Daseinsvorsorge umstellen auf eine »eigenverantwortliche und persönliche Selbstsorge einschließlich eines individuellen Risikomanagements«, so eine Formulierung von Ronald Lutz (2008). Trotzdem hat das freiheitliche Menschenbild nicht zwangsläufig eine egozentrische Schlagseite. Im Gegenteil: Als Menschenbild, in dem ich und mein Gegenüber Platz finden sollen, verlangt es geradezu, dass ich fremde Freiheit anerkenne, ja mehr noch: dass ich meine Freiheit *realisiere* in der Anerkennung anderer Freiheit. Insofern ist freiheitliches Menschsein immer *Mitmenschsein*.

So legt sich m.E. ein freiheitliches Menschenbild für *jede* Soziale Arbeit nahe, die mehr leisten will als die bloße Existenzsicherung durch Suppenküchen und Kleiderkammern. Überall, wo es noch um Inklusionsvermittlung und Exklusionsvermeidung geht (vgl. Herwig-Lempp/Schwabe 2002, 479), kann das freiheitliche Menschenbild die passende Hintergrundfolie abgeben. Darüber hinaus bietet es eine Handhabe, die Legitimierung der bloßen Exklusions*verwaltung* zu kritisieren. Wenn, wie Ronald Lutz schreibt, die Instanzen karitativer Notversorgung »ein neues und essentielles Element im System sozialer Hilfen« darstellen (Lutz 2008), dann macht das freiheitliche Menschenbild deutlich: jedes Essen, das an einer Großstadt-Tafel kostenlos ausgegeben wird, erzählt vom Scheitern Sozialer Arbeit, nicht von ihrem Erfolg. Denn kein Mensch kommt seiner Freiheit näher, wenn sich seine Aktivität darauf beschränkt, sich täglich ein paar Joghurts mit abgelaufenem Verfallsdatum abzuholen.³

In der konkreten Interaktion der Sozialen Arbeit wirft das freiheitliche Menschenbild allerdings auch durchaus heikle Probleme auf.

3. Freiheitliches Menschenbild und »Vormundschaft« in der Sozialen Arbeit

Schaltet der »vollkommen frei« über seine Möglichkeiten, der seine Freiheit der Hilfestellung eines Professionals Sozialer Arbeit *verdankt* oder verbleibt er nicht in irgendwie in einem verdeckten Abhängigkeitsverhältnis zum Ermöglicher seiner Freiheit? Besitzt dieser nicht – uneinholbar – eine »noch vollkommener« Freiheit, weil er die Möglichkeit besaß, seinem Gegenüber zur Freiheit *zu verhelfen*? Dieses Problem ist schon frühzeitig gesehen worden. Der Schriftsteller Johann Georg Hamann (1733-1788) hatte an Kants programmatisch-freiheitlichem Ruf, Aufklärung sei der Ausgang

³ Ich will damit keinesfalls behaupten, dass die Tafeln, die es mittlerweile in vielen unserer Großstädte gibt, nicht sinnvoll wären oder nicht auf einen konkreten Bedarf reagieren. Mitunter scheint mir aber das Bewusstsein, dass hier ein Inklusionsscheitern verwaltet wird, bei den vielen – oft ehrenamtlichen – Helfern nicht so ausgeprägt. Ich plädiere dafür, dass gerade dort, wo Tafeln unterhalten werden, besonders großer Wert auf die Dimension der politischen Diakonie gelegt werden muss. Nur Arme satt machen, ohne Armut anzuprangern, ist kritikwürdig.

aus der selbst verschuldeten Unmündigkeit, nur auszusetzen, dass der Aufklärer sich zum Vormund des Unmündigen aufschwingt – ohne die Vormundschaft kenntlich zu machen. Hamann schreibt:

»Die Unmündigkeit ist also nicht weiter selbst verschuldet, als in so fern sie sich der Leitung eines [...] unsichtbaren [...] Vormundes und Führers überlässt« (Hamann 1965, 290).

Wie löst man dieses Vormundschafts-Problem der *Hilfe zur Freiheit*? Eigentlich gar nicht. Der, der die Möglichkeit hat, einen Andern in den Stand der souveränen Handhabung seiner Möglichkeiten *zu versetzen*, hat diesem Andern stets diese eine Möglichkeit voraus, es bleibt bei einer strukturellen Asymmetrie. Das sollte man nicht verschweigen.

Und so sehr man auch den Klienten oder die Klientin in die Subjektsposition der eigenen Statusverbesserung hineindefinieren mag, es bleibt doch stets dabei: er oder sie interagiert mit den Professionals sozialer Arbeit, weil es Defizite in der eigenen Lebensbewältigung gibt, die in der sozialen Arbeit behoben werden sollen. Zugegeben: Das klingt gefährlich nach dem vielfach beklagten einseitigen »Defizit-Blick« (Norbert Herriger), der die Selbstbefähigungsressourcen der Menschen notorisch ausblende. Ich möchte dagegen halten, dass es erlaubt sein muss, dort, wo Leid und Freiheitsverlust *erlebt* werden, auch von Leid und Freiheitsverlust *zu sprechen* und nicht bloß von Ressourcen. In diesem Sinn mahnt Silvia Staub-Bernasconi: Die Soziale Arbeit wird sich

»die nahezu flächendeckend durchgesetzte sprachlich-kognitive Tilgung der Not und des Leidens ihrer Klientel – mit dem Hinweis, dass man sich heutzutage nicht mehr auf die Probleme und Defizite der Adressaten, sondern auf ihre Ressourcen konzentriere – in ihrer eigenen Sprache wieder abgewöhnen müssen« (Staub-Bernasconi 2006, 284).

Leid und Freiheitsverlust sind Realitätserfahrungen, die *Klient und Klientin* unmittelbar bedrängen, *nicht* den Professional Sozialer Arbeit. Diese Asymmetrie rhetorisch zu vernebeln, indem man von Kunden oder Nutzerinnen oder Genossinnen spricht, ist, so könnte man in der Nachfolge Johann Georg Hamanns durchaus sagen, geradezu unanständig.

Ich fürchte aber, das eigentliche Problem beim Einfluss von Menschenbildern auf die Soziale Arbeit liegt woanders. Bisher hatten wir nur das Menschenbild des Professionals im Blick. Aber auch Klient und Klientin bringen ihr Menschenbild in die Interaktion Sozialer Arbeit ein. Das ist unproblematisch, wo es sich deckt mit dem Menschenbild des Professionals. Was aber, wenn dessen Gegenüber ein ganz anderes Menschenbild hat? Dieses Problem nenne ich das Vielfaltsproblem.

4. Das Vielfaltsproblem

Nehmen wir an, Klient und Klientin halten sich – explizit oder implizit - an den hedonistischen Utilitaristen John Stuart Mill (1806-1873) und glauben, der Mensch sei ein

»Wesen, das unweigerlich Jenes tut, wodurch es, abhängig von seinem gegenwärtigen Wissensstand, die größte Menge an Lebenswichtigem, an Annehmlichkeiten und an Luxus bekommt bei der geringst möglichen Menge an Anstrengung und körperlicher Selbstverleugnung (übersetzt nach Mill 1967, 324).

Die »Pico-Mill-Divergenz« zwischen Freiheitsermöglichung und »Annehmlichkeiten und Luxus« wird spätestens auf der operativen Ebene zum Problem, - beispielsweise wenn eine Sozialarbeiterin als Pico-Anhängerin in einem Beratungsgespräch zum Persönlichen Pflegebudget⁴ eine freiheitsfördernde Reha-Maßnahme für den Klienten befürworten, dieser aber lieber eine angenehme, aber wirkungslose Therapie mit Heublumen-Packungen buchen will. Wie soll der Professional auf solche Konflikte, die letztlich Menschenbilder-Konflikte sind, reagieren? Ich sehe drei strategische Möglichkeiten:

Strategie A: Freiheitserziehung

Die Sozialarbeiterin könnte den Klienten zu überzeugen versuchen, dass er zu Freiheit, Eigenverantwortung und Autonomie und nicht allein dazu berufen sei, möglichst viel Annehmlichkeiten anzuhäufen. Das würde eine starke Prinzipialisierung der Sozialen Arbeit bedeuten. Das Menschenbild wäre nicht länger die normative *Hintergrundfolie*, es würde zum *Vermittlungsgegenstand* Sozialer Arbeit. Die Interaktion mit dem Klienten würde Züge eines Philosophieunterrichts annehmen, in dem die Sozialarbeiterin darüber doziert, dass Pico della Mirandola und Kant für Ihren Klienten gut und John St. Mill für ihn eher schlecht sei. Der Mehraufwand, den diese weltanschaulichen Schulungseinheiten für die Sozialarbeiterin bedeutete, wäre dabei noch gar nicht das Schlimmste. Übler wäre der performative Widerspruch, in den sie geriete: Kann man einerseits die Entwurfsfreiheit des Menschen postulieren und andererseits kritisieren, wenn er diese Entwurfsfreiheit nutzt - und sich eben als hedonistischer Utilitarist entwirft? Letztlich würde sich darin ein weiteres Mal der Widerspruch im Bildungsprogramm der Aufklärung wiederholen, den, wie wir sahen, Hamann Kant ankreidete. Daher ein zweiter Versuch:

Strategie B: Hermeneutische Dienstleistung

Die genannte Sozialarbeiterin könnte ihr eigenes freiheitliches Menschenbild natürlich auch geradezu als *Grund* dafür sehen, mit der Entwurfsfreiheit Ihres Gegenübers auch dessen Menschenbild anzuerkennen. Das heißt noch nicht, vor feuchtwarmen Heu-Packungen zu kapitulieren. Hermeneutik, so sagt der Giessener Philosoph Odo Marquard, »ist das Ändern dort, wo man nichts ändern kann: dort muss man eben *etwas statt dessen tun*, nämlich *interpretieren*« (Marquard 2003, 78).

Und genau das könnte die Aufgabe des – kundigen - Professionals sein in der Interaktion mit einem Klienten, dessen Menschenbild er nicht teilt, aber – wegen seines *eigenen* freiheitlichen Menschenbildes - *anerkennen* muss: er kann es nicht *ändern*, des-

⁴ Seit Januar 2008 besteht sein Rechtsanspruch aufs eigene Pflegebudget.

wegen *interpretiert* er es und bietet seine Interpretation dem Klienten und der Klientin an. Das hedonistisch getönte Menschenbild des vorhin erwähnten Pflegebudget-Nehmers ließe sich beispielsweise mithilfe des hedonistischen Kalküls eines Jeremy Bentham interpretieren. Bentham schlug vor, bei Lusterlebnissen auch auf ihre *purity* (Bentham 1970, 38f), ihre Reinheit zu achten. Das bedeutet: Der kluge Hedonist sorgt dafür, dass seine Lusterlebnisse nicht von noch intensiveren Schmerzerlebnissen beerbt werden. Dieser Hinweis aufs hedonistische Kalkül wäre eine solche hermeneutische Dienstleistung am Klienten. Sie würde dessen Menschenbild nicht in Frage stellen und doch die Reha-Maßnahme plausibler erscheinen lassen als die Heupackungen. Schließlich ermöglichte ihm die Reha längerfristig mehr Genuss als die kurzfristige Wellness-Anwendung.

Die hermeneutische Dienstleistung ist freilich voraussetzungsreich: sie verlangt nicht nur eine gewisse Menschenbild-Kompetenz des Professionals sozialer Arbeit und genug Zeit. V.a. verlangt sie die Bereitschaft des *Klienten* und der *Klientin*, sich auf die Interpretation einzulassen. Wer aber Sure 4, Vers 34 des Koran oder 1 Tim 2,11f oder 1 Kor 14,34 im Neuen Testament unbedingt wörtlich verstehen will, der lässt sich auf keine Interpretation ein. Er glaubt, was er liest, in diesem Fall: dass Gott die Männer vor den Frauen bevorzugt hat. Mit andern Worten: Die hermeneutische Dienstleistung wird *stets* an fundamentalistischen, hermeneutikunwilligen Menschenbildern jedweder Couleur scheitern. Ich muss daher zu einer dritten Lösungsoption kommen.

Strategie C: Konfliktentschärfung durch Konkretion

Diese Strategie zum Umgang mit Menschenbilder-Konflikten ist inspiriert vom »Projekt Weltethos« des Tübinger Theologen Hans Küng. Er wirbt seit gut 15 Jahren für die Idee, dass die Weltreligionen gemeinsam Verantwortung für das Geschick der Welt tragen müssen – und tragen können, weil sie bereits jetzt einen beträchtlichen Vorrat normativer Gemeinsamkeiten haben. Küng postuliert:

Beim Weltethos »geht es nicht um einen ethischen Minimalismus, sondern um ein Minimum dessen, was heute gemeinsam gesagt werden kann. Es geht – noch wichtiger – auch nicht um ein Ethos, das Vertreter verschiedener Weltreligionen etwa miteinander erarbeitet hätten, sondern um einen Bestand ethischer Überzeugungen, der den beteiligten Religionen heute faktisch gemeinsam ist und aus deren eigenen verbindlichen Quellen erhoben werden kann« (zit. nach Häring 1998, 324).

Mein Vorschlag zum Management der Menschenbilder-Vielfalt in der Sozialen Arbeit orientiert sich am »Projekt Weltethos«. Nach Arnold Gehlen machen Menschenbilder bestimmte »Aufgaben« sichtbar und plausibilisieren bestimmte »Befehle« und Normen. Das heißt nicht, dass *verschiedene* Menschenbilder nicht zu *gleichen* Aufgaben und Normen finden können. Um im Beispiel zu bleiben: Ein freiheitliches Menschenbild legt eine freiheitsförderliche, aber anstrengende Reha-Maßnahme nahe, aber auch ein aufgeklärter Hedonismus tut dies, weil er sich davon ein insgesamt besseres Lustkalkül erhofft. Und wenn ein muslimischer Mann seiner Verantwortung für das Wohler-

gehen seiner Frau nicht nachkommt, dann passt das so wenig zu seinem islamischen Menschenbild⁵ wie zum freiheitlichen Menschenbild der europäischen Moderne. Insofern gilt: Konsens in einer konkreten Entscheidung ist möglich, auch wenn die Menschenbilder der beteiligten Entscheidungsträger divergieren. Wenn es so etwas gibt wie einen ethischen Imperativ des Managements von Menschenbilder-Vielfalt in der Sozialen Arbeit, dann müsste er aus den folgenden drei Teilimperativen bestehen:

- Werde dir deines eigenen Menschenbildes und seiner normativen Implikationen bewusst!
- Erfasse das Menschenbild deines Interaktionspartners und dessen normative Implikationen!
- Fühle dich verantwortlich dafür, dass die Schnittmenge der normativer Implikationen möglichst groß ist!

5. Fazit

In der Pädagogik ist schon vorgeschlagen worden, ganz auf eine Orientierung an Menschenbildern zu verzichten, weil es den generalisierten, im Menschenbild erfassten Menschen nicht gebe, sondern nur den individuellen (vgl. Oelkers 2001, Liebau 2004). Ich glaube, diese Aussage hat *ibverseits* schon Menschenbild-Charakter: Sie ist eine normativ getönte Selbstaussage des Menschen, die beziehbar ist auch auf alle Individuen, die als Menschen gelten. Wer mit sich oder seinesgleichen zu tun bekommt, hat immer auch mit Menschenbildern zu tun. Ich glaube, dass der Professional Sozialer Arbeit gut beraten ist mit einem freiheitlichen Menschenbild der Tradition eines Pico della Mirandola oder Immanuel Kant. Dieses Menschenbild macht freilich die Asymmetrie zwischen ihm und seiner freiheitsreduzierten Klientel erst sichtbar. Verschleiert werden sollte die Asymmetrie nicht, sondern bearbeitet.

Ferner muss das freiheitliche Menschenbild mit der Existenz anderer Menschenbilder rechnen und braucht Strategien zur Bearbeitung von Menschenbilder-Vielfalt und Menschenbilder-Konflikten. Hier war von drei Strategien zur Bearbeitung einer konfliktträchtigen Menschenbildervielfalt die Rede, wobei ich die dritte Strategie ihrer Robustheit wegen bevorzugen würde: die Suche nach Übereinstimmungen dort, wo verschiedene Menschenbilder normativ ganz konkret werden.

Literatur

- Bentham, Jeremy (1970): An Introduction to the Principles of Morals and Legislation. London.
- Engelke, Ernst (2003): Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen. Freiburg/Br.
- Füssenhäuser, Cornelia/Tiersch, Hans (2005): Theorien der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe u.a. (Hg.): Handbuch Sozialarbeit-Sozialpädagogik. München (3. Aufl.), 1876-1885.
- Gehlen, Arnold (1966): Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt. Frankfurt/M. u.a.

- Hamann, Johann Georg (1965): Briefwechsel. Fünfter Band 1783-1785. Frankfurt/M.
- Häring, Hermann (1998); Hans Küng. Grenzen durchbrechen. Mainz.
- Herwig-Lempp, Johannes/Schwabe, Mathias (2002): Soziale Arbeit. In: Wirsching, Michael u.a. (Hg.): Lehrbuch für Paar- und Familientherapie. Berlin, 475-488.
- Liebau, Eckart (2004): Braucht die Pädagogik ein Menschenbild? In: Bizer, Christoph u.a. (Hg.): Menschen Bilder im Umbruch. Didaktische Impulse. Neukirchen-Vluyn, 123-135.
- Kant, Immanuel (1964): Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I. In: Ders.: Werkausgabe (Ed. Weischedel), Bd. XI, 53-61.
- Krockauer, Rainer (2006): Einführung. In: Ders. u.a. (Hg.): Theologie und Soziale Arbeit. Handbuch für Studium, Weiterbildung und Beruf. München.
- Küng, Hans (1992): Projekt Weltethos. München.
- Lutz, Ronald (2008): Perspektiven der Sozialen Arbeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 12 (17.03.2008).
- Marquard, Odo (2003): Frage nach der Frage, auf die Hermeneutik die Antwort ist. In: Ders.: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Stuttgart, 72-101.
- Mill, John St. (1967): Essays on some Unsettled Questions of Political Economy. In: Collected Works. Toronto.
- Oelkers, Jürgen (2001): Der Mensch als Maß des Bildungswesens? In: Herms, Eilert (Hg.): Menschenbild und Menschenwürde (Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Theologie ; 17), 118-137.
- Schoberth, Wolfgang (2006): Einführung in die theologische Anthropologie. Darmstadt.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2006): Der Beitrag einer systemischen Ethik zur Bestimmung von Menschenwürde und Menschenrechten in der sozialen Welt. In: Dungs, Susanne u.a. (Hg.): Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert. Ein Handbuch. Leipzig. 267-289.